

(Nachdruck verboten.)

103]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Kojenzweig.

Das Gerichtsgebäude war ein Museum geworden, während das neue Gefängnis mit seinen Zellen ohne große Kosten in ein Badehaus verwandelt worden war, durch welches das reine Quellwasser reichlich sich ergoß. Der auf dem Schutt der alten Kirche angelegte Garten enthielt schon kräftige, schattige Bäume, und an der Stelle, wo einst unter dem Kirchenboden die Gruft sich gewölbt hatte, spiegelte jetzt ein runder Teich das Blau des Himmels wieder. In dem Maße, wie die Machtfaktoren der Verwaltung und der Unterdrückung verschwanden, fielen die von ihnen errichteten Gebäude an das Volk zurück, und dieses verwendete sie für seine Behaglichkeit und sein Vergnügen.

Aber als der kleine Wagen eine breite Straße hinanfuhr, hatte Nagu wieder alle Orientierung verloren.

„Wo sind wir jetzt?“ fragte er.

„In der ehemaligen Rue de Brias,“ erwiderte Bonnaire. „Die hat sich allerdings gewaltig verändert. Da der Kleinhandel ganz verschwunden ist, wurden die Läden einer nach dem andern geschlossen, die alten Häuser wurden niedrigerissen und machten diesen Neubauten Platz, die so heiter über Hagedorn und Fliederbüschen herauschauen. Und hier zur Rechten hat man das Bett des Clouque, der verpesteten Kloake, eingewölbt und dadurch für den breiten Boulevard Raum geschaffen, der mit dieser Straße parallel zieht.“

Er rief seinem Hörer die enge, schwarze Rue de Brias in Erinnerung zurück, mit ihrem stets kotigen Pflaster, über welches die Herde der Proletarier langsam dahinzog. Der bleiche verbissene Arbeiter schleppte sich ermüdet durch sie hin, der Hunger und die Prostitution streiften hier des Abends herum, die armen Weiber gingen sorgenvoll und ängstlich von Laden zu Laden, um kleine Kredite zu erbetteln. Hier herrschte Laboque und erhob seinen Tribut von den Käufern, hier vergiftete Cassiaux die Arbeiter mit seinem fuselhaltigen Alkohol, hier überwachte Dacheux das Fleisch, das heilige Fleisch, die Nahrung der Reichen; und nur die gute Madame Mitaine, die schöne Wäckerin, brückte die Augen zu, wenn ein oder zwei Brote aus ihrem offenen Schaufenster verschwanden, an den Tagen, wo die Kinder der Straße zu sehr Hunger litten. Und heute war die Straße frei von all dem Elend und all dem Leiden, ein befreiender Sturmhauch hatte alle die Läden weggefegt, wo die Armut noch durch den Gewinn des Handels verschärft wurde, des unnützen Nades, das nur Kraft und Reichtum verzehrte. Frei, breit, gesund, in Sonnenlicht gebadet zog die Straße hin, an beiden Seiten nur noch von Häusern glücklicher Arbeiter eingefaßt, belebt von einer lachenden und singenden Menge, die sich zum fröhlichen Feste bereitete.

„Wenn also hier der Clouque war,“ rief Nagu, „unter diesen Bäumen und Rasenplätzen, dann lag ja dort Beauclair, an Stelle dieses neuen Parkes, wo weiße Fassaden halb versteckt aus Bäumen hervorsehen?“

Nun war er wirklich starr vor Staunen. Ja, das war die Stelle des alten Beauclair, des Hausens schmutziger Gärten, die in einem Sumpf standen, die enge, lichtlose, luftlose, von offenen Münnsteinen verpestete Gassen bildeten. Das elende Volk der Arbeiter lebte hier in dieser Brutstätte für Ungeziefere und Epidemien, vertraute hier seit Jahrhunderten sein Dasein unter der grauenhaften sozialen Ungerechtigkeit. Er erinnerte sich besonders der Rue des Trois-Lunes, der finstersten, windigsten, schmutzigsten aller Gassen. Und nun war auf einmal ein rächender, reinigender Windstoß über diese Kloake hingefahren, hatte all den abscheulichen Unrat weggetragen und hatte an deren Stelle diesen herrlichen Garten gepflanzt, in welchem gesunde, von Lebensfreude erfüllte Wohnstätten entstanden waren! Keine Spur war von der alten Schmach übrig geblieben, von der schändlichen Galeere, von dem fressenden Krebsgeschwür, an dem die Menschheit gestorben wäre. Mit der Gerechtigkeit

war das Leben wiedergekehrt, auch hier scholl Lachen und Gesang aus jedem Hause, und die breiten neuen Straßen waren erfüllt von festlich übermütiger Jugend.

Bonnaire, dem das Erstaunen Nagus viel Vergnügen machte, lenkte seinen Wagen langsam durch die Straßen der glücklichen Stadt der Arbeit. Heute an dem Fest- und Feiertage bot sie einen noch schöneren Anblick, alle Häuser waren geschmückt, hellfarbige Fahnen flatterten im Winde, und bunte Stoffe zierte die Fenster und Gesimse. Die Thüren waren mit Rosen bekränzt, selbst die Straßen waren mit Rosen bestreut, die in den Gärten in solchen überreichen Mengen blühten, daß die ganze Stadt sich damit schmücken konnte wie eine Braut am Hochzeitstage. Musik erscholl von überall, Chöre junger Männer drangen in breiten Schallwellen heraus, helle Kinderstimmen stiegen hoch auf zum reinen Himmel. Die Sonne selbst flammte festlich und freudig und breitete ihren herrlichen Goldmantel weit über das unendliche, funkelnde, blauezelt des Firmaments. Die ganze Bevölkerung strömte allmählich ins Freie, in helle, reiche Stoffe gekleidet, die einst so teuer gewesen waren und heute jedermann zu Gebote standen. Neue Formen der Kleidung, in einfachen und vornehmen Linien, verliehen den Frauen köstlichen Reiz. Das Gold wurde, da man kein Geld mehr prägte, bloß zum Schmuck verwendet; jedes Mädchen hatte von Geburt auf seine Armbänder, Halsbänder und Ringe, so wie früher jedes Kind sein Spielzeug gehabt hatte. Das Gold hatte keinen andern Wert mehr als den seiner Schönheit, ebenso wie die elektrischen Dosen bald die Edelsteine, die Diamanten, Rubinen, Smaragde und Saphire in Haufen erzeugen sollten, so daß alle Frauen sich würden damit schminken können. Schon hatten die Mädchen, die am Arme ihrer Geliebten vorübergingen, funkelnde Sterne in die Haare gesteckt. Und die Paare zogen ununterbrochen vorbei, Verlobte der freien Liebe, Gatten von zwanzig Jahren, die einander frei gewählt hatten und sich nie mehr verlassen sollten, in Liebe alt gewordene Eheleute, die mit jedem neuen Jahre inniger miteinander verbunden wurden.

„Wo gehen sie denn jetzt hin?“ fragte Nagu.

„Sie machen einander Besuche,“ erwiderte Bonnaire, „sie laden sich gegenseitig zum großen Festessen für heute abend ein, an dem Du auch teilnehmen sollst. Und im übrigen gehen sie nirgends hin, sie ergehen sich ganz einfach in der hellen Sonne, in der freien Luft am heutigen Feiertag, weil sie fröhlich sind und weil sie sich in ihren schönen heimatlichen Straßen zu Hause fühlen. Dann giebt es heute überall Spiele und Unterhaltungen, natürlich umsonst, denn der Eintritt zu allen öffentlichen Veranstaltungen ist frei. Diese Schar Kinder, die Du da siehst, wird in den Cirkus geführt, während die Erwachsenen sich in die Theater und Konzerte begeben. Die Theater werden als Stätten der sozialen Bildung und Erziehung angesehen.“

Er kam eben an einem Hause vorüber, dessen Bewohner im Begriffe waren auszugehen, und brachte den Wagen zum Stehen.

„Willst Du eines unserer neuen Häuser ansehen? Dieses da gehört meinem Onkel Félicien, und da er noch zu Hause ist, wird er uns darin herumführen.“

Félicien war der Sohn von Séverin Bonnaire, der Léonie, die Tochter von Blauchen und Achille Gourier, geheiratet hatte. Félicien selbst hatte vor vierzehn Tagen Hélène Jollivet, eine Tochter von André Jollivet, und Pauline Froment, heimgeführt. Als Bonnaire versuchte, Nagu diese Verschwägerungen auseinander zu setzen, machte dieser eine abwehrende Gebärde, wie einer, dem der Kopf von all diesen sich kreuzenden Verwandtschaften wirbelt. Das junge Paar bot einen erquickenden Anblick, sie sehr jung, eine reizende Blondine, er ebenfalls blond, von großer, kräftiger Gestalt. In ihrem Hause, in welchem die Kinder vorläufig noch fehlten, in den hellen, schmucken Räumen, mit den neuen, einfach eleganten Möbeln, wehte ein warmer Hauch von Liebe. Heute war das Haus übrigens wie alle andern erfüllt von Rosen, denn es schien Rosen geregnet zu haben in Beauclair, es gab deren überall in Fülle bis unter's Dach hinauf. Unter Lachen wurden alle Räume durchschritten, bis die Gesellschaft wieder in die Werkstatt

zurückgekehrt war, ein großes Gemach, in welchem ein Elektromotor aufgestellt war. Felicien, der, außer seinen drei oder vier ordnungsmäßigen Gewerben, die Metalldreherei zu seinem Vergnügen betrieb, zog es vor, zu Hause zu arbeiten. Viele andre junge Leute machten es ebenso, in der neuen Generation war eine Bewegung entstanden zu Gunsten des kleinen Arbeiters, der in seinem Hause frei und als eigener Herr schaffte, im Gegensatz zu den großen gemeinsamen Werkstätten, die bisher die unentbehrliche Grundlage der Stadt gebildet hatten. Für diese Einzelarbeiter war die elektrische Kraft unschätzbar, die ihnen frei zu Gebote stand wie das Trinkwasser. Die Arbeit war angenehm geworden, sie konnte zu Hause leicht, mühelos, geräuschlos verrichtet werden. Jedes Haus war in eine Familienwerkstatt verwandelt, ein neues Band fesselte die Menschen an den häuslichen Herd, jeder wurde ein vollkommener freier Arbeiter in der freien Stadt.

„Auf heute abend, Kinder,“ sagte Bonnaire beim Abschied. „Gibt Ihr an unserm Tisch?“

„Diesmal leider unmöglich, Großvater, wir sind bei Großmutter Marfain geladen. Aber wir besuchen Euch zum Dessert.“

Ragu nahm seinen Platz im Wagen wieder ein, ohne ein Wort. Er hatte schweigend das Haus besichtigt und war einen Augenblick vor dem kleinen Elektromotor stehen geblieben. Aermals bemühte er sich, die Gefühle abzuschütteln, die ihn angesichts dieses offenkundigen Wohlstands und Glücks ergriffen hatten.

„Nun sag' einmal, ist das ein behagliches, wohlhabendes Bürgerhaus, wo im größten Zimmer eine Maschine steht? Ich gebe zu, daß Eure Arbeiter besser wohnen und angenehmer leben, seitdem das Elend verschwunden ist. Aber trotz alledem sind es noch immer Arbeiter, Mietlinge, die zur Trone verurteilt sind. Früher hat es wenigstens einige Glückliche gegeben, einige Reiche, die nichts zu thun brauchten. Heute besteht Euer ganzer Fortschritt darin, daß das ganze Volk ohne Unterschied unter das Sklavenjoch gebeugt wird.“

Bonnaire zuckte leicht die Achseln gegenüber dieser kampfhaften Auflehnung eines Arbeiters der Faulheit, der sein Idol stürzen sah.

„Wir müßten uns erst darüber verständigen, mein Lieber, was Du Sklaverei nennst. Wenn atmen, essen, schlafen, leben mit einem Wort, eine Sklaverei ist, dann ist die Arbeit eine. Da man lebt, muß man arbeiten, denn man kann keine Stunde ohne Arbeit leben. Aber davon sprechen wir noch. Jetzt wollen wir nach Hause gehen und zu Mittag essen. Nachmittags werden wir dann die Werkstätten und Magazine besuchen.“

Nach dem Essen setzten sie denn auch ihren Mundgang fort, diesmal gemächlich zu Fuß. Sie durchschritten das ganze Werk, die von hellem Sonnenlicht durchfluteten Hallen, wo die Stahl- und Messingteile der Maschinen wie Schmuckstücke glänzten. Heute waren die Arbeiter, Scharen junger Männer und Mädchen, hergekommen, um die Maschinen mit grünen Zweigen und Rosen zu schmücken. Denn gehörten sie nicht auch zum Feste? Heute wurde die Arbeit gefeiert, und da mußte man wohl auch sie feiern, die riesenstarken und zugleich so gehorsamen so geduldrigen Arbeiter, die Menschen und Thieren alle schweren Berrichtungen abnahmen. Es war ein fröhlicher und zugleich rührender Anblick. Die Rosen, womit die mächtigen Pressen und Hämmer, die gewaltigen Hobelmaschinen, die riesigen Walzwerke und Drehbänke bekränzt wurden, verkündeten, wie genutzreich die Arbeit geworden war, eine Wohlthat für den Geist. Lauter Gesang erscholl, Lanzenreihen bildeten sich unter frohem Lachen, pflanzten sich von Halle zu Halle fort und verwandelten bald das ganze Werk in einen einzigen Belustigungsort.

Ragu schritt hier durch, noch immer unbewegt, hob die Augen zu den hohen Fensterscheiben, durch die das Sonnenlicht hereinströmte, blickte auf die von Sauberkeit blinkenden Wände und Fliesen, betrachtete mit Interesse die Maschinen, deren viele ihm unbekannt waren, gewaltige komplizierte Mädelwerke, die alle Berrichtungen leisteten, die früher Menschenhände hatten besorgen müssen, die schwersten ebenso wie die feinsten. Es gab solche, die Arme und Beine, Füße und Hände hatten, die gehen und greifen konnten, die das Metall fähten, kneteten, handhabten, mit geschmeidigen, flinken und starken Fingern. Die neuen Puddelöfen zogen ihn besonders an, wo das Umrühren mechanisch geschah. War es möglich, daß sie die Luppe selbstthätig rollten und herausfallen ließen, vollkommen fertig für den Quetschhammer? Und die Elektrizität, die

die Brückenkräne rollte, die die Niesenhämmer in Gang setzte, die die Walzwerke antrieb, welche im Stande waren, die ganze Erde mit Schienen zu überziehen! Sie war überall, diese übermächtige Elektrizität, sie war dem Werke zum Lebensblut geworden, das durch das ganze Geäder der Werkstätten rollte und allen Dingen Leben verlieh, sie war die einzige, unerschöpfliche Quelle der Bewegung, der Wärme und des Lichts.

„Das ist alles sehr hübsch,“ mußte Ragu zugestehen, „sehr sauber und sehr groß, jedenfalls viel besser wie unsere schwarzen Baracken von damals, wo wir wie in einem Schweinestall arbeiteten. Es ist nicht zu bestreiten, daß Ihr Fortschritte gemacht habt; das einzig Widrige ist nur, daß Ihr noch immer nicht das Mittel gefunden habt, jedem Einzelnen hunderttausend Frank Rente zu sichern.“

„Wir haben auch die hunderttausend Frank Rente,“ erwiderte Bonnaire lächelnd. „Komm und sieh.“

Er führte ihn in die Genossenschaftsmagazine. Es waren riesige Speicher, riesige Vorratskammern, gewaltige Reservedepots, wo die ganze Produktion, der ganze Reichtum der Stadt aufgehäuft war. Von Jahr zu Jahr hatte man sie erweitern müssen, man wußte nicht mehr, wo man die Ernten unterbringen sollte, man war genötigt gewesen, die Fabrikation der Industrie-Erzeugnisse einzuschränken, damit keine Ueberfüllung entstehe. Nirgends kam einem unmittelbar zu Bewußtsein, welch unermeßliche Reichtümer ein Volk erwerben mußte, wenn die nutzlosen Zwischenglieder, wenn die Nichtsthuer und Parasiten verschwanden, alle die, welche früher von der Arbeit anderer gelebt hatten, ohne selbst etwas zu produzieren. Heute, wo die ganze Nation während der vierstündigen Arbeitszeit thätig schaffte, sammelte sie solchen reichen Ueberfluß auf, daß jedem Einzelnen alle Güter der Welt zu Gebote standen, daß alle Wünsche befriedigt wurden, daß Neid, Haß und Verbrechen unbekannte Dinge geworden waren.

„Da sind unsere Renten,“ sagte Bonnaire. „Aus diesen Vorräten kann jeder schöpfen, ohne zu rechnen. Glaubst Du nicht, daß das jedem ein so glückliches, behagliches Leben gewährt, als ob er hunderttausend Frank Rente hätte? Freilich sind wir alle gleich reich, und das würde Dir, wie Du sagst, kein Vergnügen mehr machen, der Reichtum würde Dir nur schmecken, wenn er durch das Elend der andren gewürzt ist. Gleichwohl haben wir wenigstens den Vorteil, daß wir nicht Gefahr laufen, bestohlen oder nachts an einer Straßenecke ermordet zu werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben der Leuchtturmwächter.

Eine Studie, die Beschaffenheit und Anlage von Leuchttürmen und das Leben der Leuchtturmwächter behandelt, hat Dr. J. Wiese kürzlich in der „Bohemia“ veröffentlicht: Gewöhnlich sind zwei, bisweilen auch mehr Wächter auf einem Leuchtturm, die nach strenger Instruktion ihre Dienste verrichten müssen. Betrachten wir einmal das Tagewerk und das Los solcher Leute, die einsam auf isolierten Felsen ihr Amt verwalten. Unmittelbar nach der Morgenwache sind die Reflektoren und Refraktoren zu polieren und zu reinigen, bis sie sich glänzend zeigen; ferner sind das Glas der Laterne, die Lampengläser, das Kupfer- und Messingwerk, der Boden und Ballon des Leuchtturms, die Maschinerie und die andren Apparate, die zur Beleuchtung gehören, die Treppen, Thüren und Fenster aufs peinlichste zu säubern. Während der Nacht, nachdem die Feuer angezündet sind, sollen die Wächter in dem Leuchtturm regelmäßig und beständig Wache halten. Die erste Wache beginnt mit Sonnenuntergang, die zweite dauert von Mitternacht bis Tagesanbruch. Die Wächter wechseln, so daß jeder einen Tag um den andren die erste Wache hält. Der Wächter, der auf Wache ist, braucht nicht wie an Bord aufzubleiben. Auf dem Sofa, das ihm die Verwaltung stellt, darf er sich ausruhen, unter der Voraussetzung, daß er aufmerksam nach dem Feuer und den andren am Horizont sichtbaren Leuchttürmen Ausguck hält. Er muß die Witterung, die passirenden Schiffe, den Grad der Durchsichtigkeit der Luft, Zwischenfälle aller Art, die die Monotonie seiner Thätigkeit unterbrechen, in das Journalbuch eintragen. Nach dem Reglement muß er wegen der Lichtfelle schwarze Brillen tragen. Ist seine Wache zu Ende, so weckt er den andren Wächter und begiebt sich für den Rest der Nacht zur Ruhe.

Auf den Felsklippen des Meeres ist es ihm selbst im Sommer nicht möglich, den Turm zu verlassen, der Sturm und die Brandung verhindern es. Oft müssen schon am Mittag Thüren und Fenster verammelt und die Lichter angezündet werden. Das fürchtbare Gefeuß des Sturmes und die Wut der Wogen vereinen sich zum Angriff. Wie soll nun der Wächter auf dem engen Raum das unabweisbare Bedürfnis nach Bewegung befriedigen? Es giebt kein andres Mittel, wenn das Unwetter tags- und wochenlang anhält, als unausforlich die Leiter, die zur Laterne führt, auf und ab

zu Klettern. Die Zimmer sind zu eng, in ihnen kann man höchstens drei Schritte thun. Diese Art Zellengefängnis übt auf das Gefühlsleben der Wächter schließlich einen bösen Einfluß aus. Um sich herum nur die graue Einförmigkeit des Meeres zu haben, als Gefangener ganze Wochen sich zu langweilen, ohne ein Fenster öffnen zu können, immer mit demselben Gefährten, dessen Manieren, Gewohnheiten, Gesten, Bewegungen, Art und Weise zu sprechen, ja, dessen Worte man schon im Voraus kennt — alles das ist schrecklich. Ranfen berichtet von seiner Nordpolreise, daß zur Zeit der Ueberwinterung, als die Seelente des „Fram“ aus Gesundheitsrücksichten auf das Eis stiegen, jeder beiseite ging, nur bedacht darauf, sich zu isolieren, für einen Augenblick dieser Gemeinschaft an Bord zu entgehen, diesen unveränderlichen Unterhaltungen, diesen stets gleichen Gesichtern, die durch die Gewohnheit schließlich beinahe verhaßt geworden waren. Das ist leicht zu begreifen.

Auf einem Leuchtturm des Kap Finisterre wurde einer der Wächter plötzlich vom Wahnsinn befallen. Es war Nacht und sein Gefährte hielt die Wacht in dem Leuchtturm. Jener kletterte die Leiter empor und versuchte das Licht auszulöschen. Der andre mußte einen furchtbaren Kampf mit ihm bestehen, und es gelang ihm schließlich, ihn zu fesseln. Er hütete die schwarze Flagge; zum Glück bemerkte man sie morgens von Lande aus. Das Meer begünstigte die Landung. Man bemächtigte sich des Irren und ersetzte ihn durch einen andern Wächter. Bisweilen ist der erste Eindruck so stark, daß er den neu Angekommenen sofort entnütigt. Das entsetzliche Geräusch in der Laterne, die Windstöße, die den Leuchtturm erschüttern und die Gläser ins Klirren bringen, das Geheul und Brausen der Wogen erfordern eben starke Nerven.

Gewöhnlich sind die Umgebungen der Leuchttürme reich an Fischen. Zum Zeitvertreib und um ihre Klische mit nicht zu verachtendem Vorrat zu versehen, fischen die Wächter an schönen Tagen mit der Angel oder Netzen. Im Frühjahr und Herbst, zur Zeit der Wanderungen, ist die Plattform der Türme oft von toten Vögeln überfüllt. Das Feuer lockt sie an, 600 bis 1000 Vögel kommen oft in einer Nacht auf diese Weise um. Ja, die Gewalt, mit der sie oft gegen die Gläser fliegen, hat schon mehr als einmal diese zum Zerplatzen gebracht und Unfälle herbeigeführt. Deshalb hat man jetzt an vielen Leuchttürmen eiserne Stäbe vor den Fenstern angebracht.

So gewaltig in ihrer Wirkung die modernen Leuchtapparate sind, so gelingt es ihnen doch bisweilen nicht, das dicke Dunkel gewisser Nebel zu durchdringen. Man hat versucht, dem Lichte den Ton zuzugesellen: das tiefe Geheul der Seesirenen vermag kaum jene dichten, wallenden Nebel zu durchdringen. Wie viele Schiffe haben die Sirene erst gehört, das verschwommene Licht des Leuchtturmes erst in dem Augenblick bemerkt, als die Brandung sie schon gegen die Riffe schleuderte, auf denen jener errichtet ist. Mit Hilfe von Stricken und Haken haben die Wächter in solchen Fällen oft das Leben der Schiffbrüchigen retten können, während das Schiff vor ihren Augen in die Tiefe sank.

So fest auch die Leuchttürme gebaut sind, so widerstehen sie doch nicht immer dem Anprall der Wogen: der Leuchtturm von Eddystone stürzte zum erstenmal in einem Unwetter während der Nacht am 26. November 1703 in den Abgrund des Meeres. Der neue, mit großer Sorgfalt aufgeführte Turm verbrannte in der Nacht des 1. November 1755. Ein dritter, kurz nachher wieder hergestellt und 1839 und dann 1865 reparierter Turm gab zu Besorgnissen wegen der Senkung des Bodens, auf dem er ruht, Anlaß, man hat ihn durch einen neuen ersetzen müssen. Der auf Pfahlwerk errichtete Turm von Fletwood wurde in diesem Jahrhundert durch den furchtbaren Anprall eines Schiffes zerstört. In neuerer Zeit, im Jahre 1877, ist der an den Mündungen des Ganges errichtete Leuchtturm Krishna plötzlich verschwunden. Und welchen Erfahrungen sind nicht, von diesen Fällen abgesehen, die Wächter außerdem ausgesetzt! Am 2. November 1876, bei gutem Wetter, als das Wasser vier Meter unter Hochstand war, wurde der Wächter Bimel, auf der äußeren Plattform mit der Befestigung des Strides, zur Ausschiffung beschäftigt, von einer Woge aus der Tiefe unter den Augen seiner Kameraden weggerissen. Einige Monate zuvor war auf demselben Leuchtturm die Laterne durch einen so heftigen Anprall des Meeres zerschmettert worden, daß die Glasstücke die Kupferbeschläge des Apparates zerschneiden; unter dem Andrang der Wassermassen und dem Anprall des heulenden Sturmes arbeiteten die Wächter unter höchster Lebensgefahr sechs Stunden an der Wiederherstellung der Scheiben. Am Leuchtturm von „Vielite“ zerschmettete eine Woge zwei Felder der Laterne, drang in den Turm, überschwenkte die Treppe, die Zimmer, das Lager mit den Lebensmitteln und warf 17 Kubikmeter Wasser in das Innere.

Auf manchen Leuchttürmen ist die schmale Leiter, die zur Laterne führt, mit keinem Geländer versehen, und zu beiden Seiten gähnt der unermessliche Abgrund. Ein falscher Tritt ist der Tod. So fiel Jean Révil, Wächter auf den „Roches-Douvres“, als er eben seine Wache beendet hatte, am 6. Januar 1893 von der Leiter und blieb tot. Seine Gefährten widelten ihn in geteerte Leinwand und gaben das Notzeichen. Aber der Sturm war furchtbar. Fünfzehn Tage hindurch war jede Landung unmöglich. Die beiden Ueberlebenden, Leroy und Chabanton, blieben fortwährend an der Laterne, an die Scheiben sich drückend und mit den Augen die endlose Fläche durchspähend. Sie wagten nicht, einander zu verlassen, wachten zusammen im Apparatzimmer und schliefen die übrige Zeit auf Decken und Fellen. Je länger sie warten mußten,

um so mehr wurden sie von Hallucinationen ergriffen, um so ängstlicher drückten sie sich gegen die Scheiben. Sie glaubten Schritte auf der Treppe zu vernehmen, von draußen klopfte eine Hand gegen die Scheiben oder eine Stimme rief sie bei Namen. Sie aßen kaum und hielten sich mit kaltem Kaffee aufrecht. „Fünfzehn Tage hindurch“, berichtete Leroy, „haben wir sechs Pfund Brot gegessen“. Leroy, widerstandsfähiger und ein Mann von Erfahrung, suchte seinen Genossen zu ermutigen, dessen Gehirn anfang, krank zu werden. Mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung vernachlässigten sie während dieser Zeit nicht ein einziges Mal ihren Dienst, widerten das Feuer und verrichteten alle Obliegenheiten. Indessen am Morgen des fünfzehnten Tages, als man ihnen endlich zu Hilfe kommen konnte, waren die beiden Männer kaum wieder zu erkennen, und Chabanton fast irrsinnig. Er konnte sich nicht wieder dazu entschließen, Dienst als Leuchtturmwächter zu thun. —

Kleines Feuilleton.

— **Pariser Plakate.** „Jedem Kunden, der Sonntags nach 2 Uhr und Werktags nach 8 Uhr abends zum Rasieren oder Frisieren kommt, wird die Kehle abgeschneit! Die Barbiergeißeln.“ Diese zärtliche Warnung, die Coiffeure in ihren Feiertunden zu verkürzen, ist seit einigen Tagen in vielen Quartiers von Paris auf zahlreichen kleinen Affischen zu lesen. Andre an die Mauern geklebte Zettel bitten, nie in Läden zu kaufen, die nach 8 Uhr resp. 7 Uhr noch geöffnet sind; wer nach Ladenschlußstunde kommt, wird schlecht bedient. Die Schuldfrage der Kommis arbeiten in dieser Weise gegen ausbeutende Brotgeber und säumige Kunden. Die Affische wird in Paris immer ausgedehnter; nur die Glanzzeit der leuchtenden elektrischen Neklamen auf Dächern und Ballonen ist überwunden; diese Illumination der Boulevards wird eine Ausstellungs-Erinnerung sein. Das Kredithaus Dufabel mit seinen 400 Magazinen hat in Paris beinahe das Monopol für die Affische; Dufabel sorgt dafür, daß die Häuserwände überall, ganz wie in England, mit riesigen gemalten oder aufgestellten Plakaten beziert werden. Mitunter erhalten Hausbesitzer bis 10 000 Fr. von dieser Neklamefirma für eine einzige Wand! Die künstlerische Affische hat sich in Paris nicht so weiter entwickelt, wie man vor einigen Jahren erwarten konnte; berühmte Maler nehmen viel Geld, die unberühmten werden nicht um Arbeiten gebeten, da der große Malername die Neklame der künstlerischen Neklame ist. Die „politische“ Affische blüht bedeutend auf; jeden Augenblick votieren die Parlamente den öffentlichen Anschlag einer schönen langen Rede, was jedesmal einige 300 000 Fr. kostet! Der faustische Parteiplatz, die unzähligen kleinen Zetteln, die überall an Mauern und verborgenen Orten von Rationalisten angeklebt wurden, hat nachgelassen; den Herren Déroulède, Guérin zc. wird die Sache zu teuer, selbst dem „Roi“ und dem „Empereur“. Glänzende Geschäfte machen die „Colleurs“ zu Wahlzeiten, in denen jeder Kandidat seinen Namen tausendfach an die Mauern kleben läßt. Viel Geld für öffentliche Anschläge geben die humanitären Gesellschaften aus; sie lassen überall Anweisungen zur Pflege der Kinder während großer Hitze anhängen und namentlich auch Warnungen vor dem Alkoholgenuß. Voll Eifer affiziert der Polizeipräfekt. Der Londoner Tuberkulosekongress hat ihn veranlaßt, an allen Schulen zc. Verbote, auf das Pflaster zu spucken, anheften zu lassen, wie seit Jahren in allen Omnibussen. Auf den Postämtern erinnern seine Plakate daran, daß in Paris jährlich mehr als 14 000 Menschen an der Tuberkulose sterben, daß die Bazillen selbst nach der Trocknung des Auswurfs fortleben, von der Luft in Millionen dahingetragen werden und in der Lunge der sie Einatmenden neue Kolonien gründen. „Dann wirds auf einige hunderttausend Bazillen mehr nicht auskommen“, philosophiert der Pariser und — spudt ruhig weiter auf Pflaster. Die Scharzmänner können ihn deswegen leider nicht arrelieren, so gern der Präfekt Lepine es möchte. Der Staat verdient von Jahr zu Jahr mehr mit der Stempelsteuer; dies ist die einzige Entschädigung für das Gesetz von 1881, das jeden Hausbesitzer verpflichtet, wenn er seine Mauern reinhalten will, in großen Lettern daraufzuschreiben: „Défense d'afficher, Loi 1888“. (Zettel aufleben verboten! Gesetz vom Jahre 1888.) —

Litterarisches.

Zwei kleine Broschüren, die uns gerade vorliegen, und die einander ähnlich sind, erinnern uns wieder an des letzten großen Meisters Anfangs- und Endzeiten. Ueber „Richard Wagner und Leipzig“ hat Eugen Segnitz eine der „Musikalischen Studien“ des Leipziger Verlages Hermann Seemann Nachfolger geschrieben; und unter dem Titel „Wagner kontra Wahrheit“ ist „Ein Mahnruf“ erschienen von Alexander Ortony, „ehem. Herausgeber der Halbmonatsschrift „Parifal“, Verfasser von „Ein Richard Wagner-Theater in Wien“, Richard Wagner und das deutsche Volk“ usw.“ (Wien, Holzwarth und Ortony, beide Broschüren 1901). Keine von diesen Arbeiten bereichert uns in beträchtlicher Weise. Die erstgenannte, eine von den vielen Monographien, die sich das dankbare Thema der Beziehung eines berühmten Mannes zu einem Orte stellen, schafft zwar so gut wie kein neues Material herbei und giebt auch statt einer wirklichen Durcharbeitung ihres Gegenstandes fast lediglich eine Zusammenstellung einzelner bekannter Daten aus Wagners Jugendgeschichte;

allein sie hebt einiges Abgelegene zu besserer Beachtung hervor. So die von D. Eichberg angestellte Analyse der C-dur-Sinfonie Wagners; so auch einige Nachweise aus Wagners Schulzeit. Zu etwas näherem Verweilen regt uns an, was über Wagners musikalisches Lernen und über seine Kritik desselben zusammengestellt wird (bes. S. 39 ff.); doch ist nicht eben ein genügend klares Bild daraus zu gewinnen. Einen typischen Schreiber im Folgeren hat der Verfasser jedenfalls nicht bemerkt. Von Wagners erstem Musiklehrer, Gottlieb Müller, heißt es nämlich (S. 28): „Wie es wohl oft vorkommt, so pösten aber auch in dem vorliegenden Falle Lehrer und Schüler nicht recht zueinander. Müller war als tüchtiger Musiker bekannt, aber seine Unterrichtsstunden bildeten eine ganze Kette von niederdrückenden Beweisen einer fast pedantisch strengen Offenherzigkeit“. Wiejo braucht man erst von einem Nichtrechtzusammenpassen sprechen, wenn bereits der eine Teil selber sich als durchaus untüchtig erweist? Man steht hier gut, wo der Fehler in den so häufigen Fällen steckt, in denen jemand meint, daß zwei an sich tüchtige Personen nicht zusammenpassen, während es in der That eben an der Tüchtigkeit mindestens des einen fehlt. — Lustre Herdorhebung dieser Stellen über Unterricht geht aus von dem derzeit ansteigenden Interesse für Fragen der Pädagogik der Künste, das ja jedes Detailchen auf diesem Gebiete gut brauchen kann. Lieber freilich als auf eine dürftige neue Tageserscheinung möchten wir auf manches von dem nicht Wenigen zurück verweisen, was bereits vorher zur Frage nach dem Musikunterricht geleistet worden ist. Wenn wir auch nur von Adolf Bernhard Marx' bedeutendem Werk „Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Pflege“ (1855), einer kaum genug zu preisenden Kunstpädagogik, ausgehen, so ist bis herab auf die paar didaktischen Beiträge in der „Zeitschrift der internationalen Musikgesellschaft“ (Navratil „Ueber musikalische Unterrichtsanstalten“ und Fleischer „Musik und Lehrberuf“) genug hervorgebracht worden, daß sich zunächst auch nur eine Zusammenstellung dieses Stoffes lohnen würde.

Die andre jener beiden Broschüren ist einer der nicht mehr fettenen Aulse, daß es mit Bayreuth heruntergehe. Da nun von der andern Seite schneidig draufgeschaut und zum Beispiel ein Deficit verflücht wird, während uns hier (S. 9 und 15) Warenth als ein Gewinn-Unternehmen dargestellt wird, so kann unseiner trotz des sehr ungünstigen Scheines, der jetzt über Bayreuth liegt, nur eben auf Beweise warten, wie sie in dieser Broschüre vollends fehlen. Eine öffentliche revidierte Rechnungsablegung vor dem viel citierten „deutschen Volk“ könnte da vieles erledigen. Merkwürdig nimmt sich gegenüber der Klage des Autors über die Vernachlässigung Hans Richters in Bayreuth der Umstand aus, daß neueren Nachrichten zufolge gerade dieser Wagner-Veteran ganz nach Bayreuth übersiedelt. Allein auf greifbare Bestimmtheiten in der „Bayreuth-Frage“ dürfen wir jedenfalls mit Neugierde gespannt sein. — sz.

Kunst.

— Terra di Signa. Eine Viertelstunde von Florenz, nahe dem kleinen Ort Signa, findet sich eine außerordentlich feine, weißlich-gelbe Thonerde, die alle Bedingungen erfüllt, die zu künstlerischer Verwertung nötig sind. Eine große Gleichmäßigkeit der Konsistenz zeichnet dieses Material vor anderem aus, und der Schwundungsprozeß beim Brand ist sehr gering: er beträgt nur 6 Proz., ist also für das Auge ohne Nachmessung gar nicht bemerkbar. Dazu kommt, daß diese Thonerde im Ofen klingend hart brennt. Nach dem endgültigen Brand unterscheidet sie sich in nichts von hartem Marmor. Schwierige Gegenstände, wie freistehende Körperteile, werden zwar hohl gebrannt, aber man kann auch bei großen und lebhaft bewegten Figuren jeder Eisenstücke im Innern entraten. Die gebrannte Erde von Signa ist ferner wetterbeständig und auch gegen fließendes Wasser so widerstandsfähig wie harter, polierter Stein. Die Thonlager befinden sich, wie man der „Frankf. Ztg.“ schreibt, im Besitz einer Florentiner Gesellschaft, die gegenwärtig ihre erste deutsche Filiale in München gegründet hat. Bisher waren es vorzugsweise Nachbildungen von Antiken und Kunstwerken der Renaissance, womit die Manufaktur sich beschäftigte, aber ihre Leistungen sind vielversprechend auch für die moderne Bildhauerkunst. Die Abgüsse sind scharf, und die natürliche Farbe des Materials sehr glücklich, ein außerordentlich angenehmes Braungelb, altem Marmor nicht unähnlich. Doch läßt die Erde nach dem Brand, wie Gips, auch jede beliebige künstliche Färbung zu. Neben zahlreichen Nischen, Statuen und Reliefs bilden namentlich die schönen Vasen der Antike, römische und etruskische Vasekasten mit reichen Skulpturen Schmuck den Hauptbestand, und diese Sachen finden als Blumenvasen, Jardinières, Brunnenbeden praktische Verwendung. —

Sprachwissenschaft.

— Die deutsche und die französische Sprache in der Schweiz. Man schreibt der „K. Ztg.“ aus Bern: Dr. Morf hat in einer kleinen Schrift die Verschiebung der Sprachgrenzen in der Schweiz klar und fesselnd behandelt. Nach seiner Darstellung lagen früher die Gründe der Sprachverschiebung in politischen oder kirchlichen Verhältnissen. So zeigte sich im ersten und zwölften Jahrhundert ein ausgesprochenes Vordringen der deutschen Sprache und des Deutschtums nach Westen. Das war zu der Zeit, als deutsche Reichsvögte ihre Herrschaft in der Schweiz begründeten und ausdehnten, und später durch die Burgunderkriege das französische Grenzland unter die Votmäßigkeit der Eidgenossen geriet.

Wesentlich anders gestalteten sich die Verhältnisse, als durch den Einfluß der französischen Revolution die politische Gestaltung der Schweiz eine Umwandlung im Sinne der Kräftigung und des Vordringens des französischen Elements erfuhr. Der Kanton Waadt, früher Unterthananland der Berner, wurde in den politischen Rechten den andren Kantonen gleichgestellt, und später bewirkte überdies der Anschluß von Genf und Neuenburg an die Eidgenossenschaft eine weitere Kräftigung des Westtums. In der neueren Zeit hat man auch die Beobachtung machen können, daß insolge wirtschaftlicher Verhältnisse das Französische in der Westschweiz, wenn auch nur allmählich, so doch immer stärker nach Osten vordringt. Eine bedeutende Rolle in der Sprachbewegung ist nach Morfs Darstellung den Eisenbahnen zuzuschreiben, die gleichsam als sprachliche Heerstraßen bezeichnet werden müssen. Durch solchen Einfluß ist beispielsweise ein Teil des ursprünglich französischen Jura in wirtschaftliche Abhängigkeit von Basel geraten, die ein Vordringen des Deutschen zur Folge hatte. Umgekehrt liegen die Verhältnisse im Rhodethal. Durch den Einfluß des vom Genfersee ins Wallis gehenden Eisenbahn-Verkehrs wird in dem ursprünglich deutschen Oberwallis das Französische immer mehr vordringen, und das wird sich in noch entschiedener Weise vollziehen, wenn einmal die Simplon-Bahn, als ausgesprochen interromanische Weststraße, ihren Einfluß geltend machen wird. —

Völkerrunde.

— Menschenfresserei auf dem Bismarck-Archipel. Ernst v. Hesse-Wartegg schildert in der „Voss. Ztg.“ Land und Leute des Bismarck-Archipels und kommt hierbei auch auf die Menschenfresserei der Eingeborenen zu sprechen: Stellen wir uns die Leute von Vitarebare vor, wie sie siegestrunken von Tausil oder einem andern Orte zurückkehren. Hände und Füße an eine Bambusfange gebunden, werden die Leichen von je zwei Männern getragen. Kriegsgefangene sind geknebelt und folgen, stumpfsinnig ergeben in ihr trauriges Los. Unter dem Gummibaum versammelt sich die ganze Schar. Eine Anzahl Totenschädel, welche man am Fuße des Stammes aufgestellt oder an den Zweigen aufgehängt hat, grinsen den neuen Opfern entgegen. Die Leichen werden mittels gespaltenem Bambusrohr, das haarstarke Ranten besitzt, zerlegt; jeder Haindling erhält seinen Anteil und zieht sich dann zurück, um mit seinen Leuten den Lederbissen zu verzehren. Das Fleisch wird zwischen heißen Steinen gebraten. Ist der Schmaus vorbei, so sammeln die Hainpllinge die Knochen und bringen sie zum Stamm. Dort werden sie zu den schon vorhandenen um den Stamm gelegt, oder an die Zweige gebunden, und nun feiert man unter Tanz und Gesang das Knochenfest: Kriegsgefangene werden teils erschlagen und verzehrt, teils als Sklaven behalten. —

Humoristisches.

— Dilemma. „Wenn ich meinem Schwiegersohn vorläge, daß ich bei dem letzten Bankrott viel Geld verlor, dann ließe er sich wohl seine Mitgift kürzen — aber meine kleine Ballettratte erhielte von ihm ein Bröckchen und ich wäre das herzige Geschöpfchen los!“ —
 — Landestrainer. „Sie haben infolge der Landestrainer Ihr Engagement verloren, Fräulein?“ — „Ja, und ich werde den Intendanten belangen. Wer einen andern an freiwilliger Arbeit hindert, der kommt doch ins Zuchthaus.“ — („Simpl.“)

Notizen.

— Zur Feier von Goethes Geburtstag wird heute „Egmont“ im Opernhaus aufgeführt. —
 — „Die Frau des Andern“, ein Schwan von Wolters und Koenigsbrunn-Schau erzielte bei der Erstaufführung im Dresdener Residenz-Theater einen Heiterkeitserfolg. —
 — Das deutsche Volkstheater in Wien eröffnete mit dem Schwan „Das lenkbare Luftschiff“ von Korini und Baum seine neue Spielzeit. Das Stück wurde beifällig aufgenommen. —
 — Für die großen Philharmonischen Konzerte unter Arthur Nikischs Leitung, welche am 14. Oktober ihren Anfang nehmen, sind folgende Solisten bis jetzt in Aussicht genommen: d'Albert, Burnester, Teresa Carreno, Godowsky, Raoul Pugno, Niska, Sarasate, Jacques Thibaud, Crifa Bedekind, Pfaffe und andre. —
 — Der Erlische Männer-Gesangverein veranstaltet am 30. August bei Kroll sein Sommerkonzert. —
 — Das Quartett der Professoren Joachim, Halir, Wirth, Hausmann giebt seine vier ersten Abende in der kommenden Saison am 24. Oktober, 7. und 21. November und 28. Dezember in der Singakademie. —